



## Bur Volkskunde des Küstenlandes.

### Vollleben in Görz und Gradiska.



Das Land, über dessen Bewohner wir hier Kunde geben sollen, macht sich nicht allein dadurch bemerkbar, daß es trotz seiner geringen Ausdehnung zwei Namen trägt. Auch sonst überrascht es durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, ja durch den Reichthum an Gegensätzen, die es dem oberflächlichen Beschauer, wie dem gründlichen Forscher bietet. Vor Allem gilt dies von seinem Volksleben, denn die Bewohner des Landes, das seit jeher als Völkerheerstraße gedient hat, gehören nicht einem Stamm allein an. Von Westen her greift die lateinische Race in zwei gesonderten Ästen über die hier mit der Reichsgrenze zusammenfallende Landesgrenze herüber. Längs des Küstenfaums befinden sich die Wohnstätten eigentlicher, den Venetianern enge verwandter Italiener. Sie breiten sich dann in dem Gebiete, welches der unterste Lauf des Sonzo von Sagrado abwärts, die letzten Erhebungen des Karstes gegen Westen und die nördlichste Bucht des adriatischen Meeres einschließen, im sogenannten Territorio weiter landeinwärts aus und sprechen darin das sogenannte Bisiacco, welches vielfache Anklänge an das Friaulische enthält. Den übrigen Theil des Landes, so weit es eben ist, haben Friauler inne. Eine Ausnahme davon macht nur die Fläche, welche am linken Ufer des Sponzo von der Mündung der Wippach in denselben sich aufwärts bis über Görz hinaus erstreckt. Unter den Friaulern verdrängt übrigens die italienische, allen Gebildeten geläufige Sprache, in welcher in

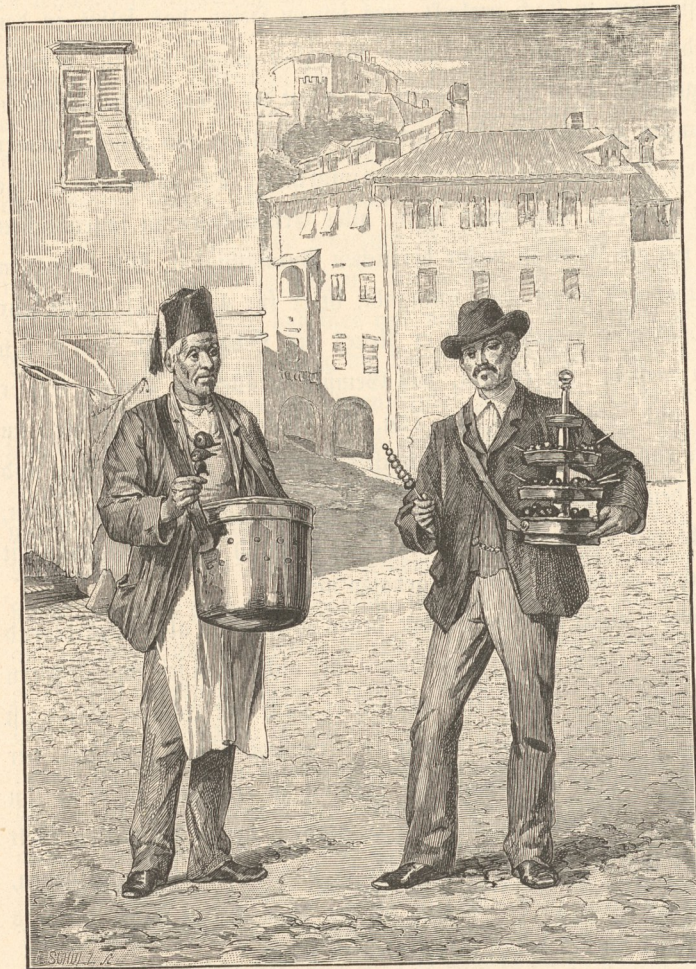


allen Volksschulen der Unterricht ertheilt wird, allmählig das ursprüngliche Idiom, obwohl der Priester von der Kanzel zu seiner Gemeinde noch zumeist in demselben spricht. Im Osten mit Stammesgenossen, welche andere Länder der Monarchie bewohnen, im Zusammenhang sind im Hochgebirge, im Berg- und Hügelland und wo, wie vorher erwähnt, die Thäler des Sponzo und der Wippach südlich von Görz gemeinsam sich zu einem Landstrich abdachen, der den letzten Abschluß der großen oberitalischen Ebene bildet, Slovenen ansäßig, Söhne jenes Volkes, welches das letzte Glied in der langen Kette von Wanderzügen ist, denen eine ihrer hervorragendsten Gestalten, der gewaltige Hunnenkönig Etzel, gerade in diesem Lande in der Trümmerstätte von Aquileja ein entseßliches, heute noch den Besucher tief ergreifendes Denkmal gesetzt hat. Der Slovene verräth durch gewisse Verschiedenheiten der Aussprache, welchem Landestheil, selbst welchem Thal er angehört, ohne daß man aber auch nur von mehreren Dialecten seiner Sprache reden könnte. Die Anzahl der Deutschen im Lande ist eine geringe. Sie setzt sich aus einzelnen Gewerbetreibenden und Industriellen, aus angestellten oder ihre Ruhegenüsse verzehrenden Staatsdienern und aus Gliedern adeliger Geschlechter zusammen. Wie schon daraus geschlossen werden kann, befinden sie sich über das ganze Land zerstreut, so daß es in demselben keine einzige deutsche Gemeinde gibt. Das ist indeß erst das Ergebniß im Laufe der Zeiten erfolgter Wandlungen.

Am Hochplateau des Ternovaner Waldes siedelten sich unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, von der landesfürstlichen Forstverwaltung berufen, deutsche Holzarbeiter aus Niederösterreich an. Die Niederlassung heißt Pri Nemeih, bei den Deutschen, allein abgesehen von den ausschließlich deutschen Zunamen mahnt nichts mehr an die Abkunft ihrer Bewohner. Größere deutsche Einwanderungen sind im XIV. Jahrhundert aus dem Pusterthal, welches damals unter der Herrschaft der Görzer Grafen und in Beziehungen zu den Patriarchen von Aquileja stand, auf Veranlassung der letzteren nach dem Bača-Thal und den südlichen Hängen des die krainerische Wochein von dem genannten Thal trennenden Gebirgsrücken erfolgt. Die Ortschaften Deutschruth, Starzišče und Podberda wurden durch sie bevölkert. Ihre Einwohner blieben zwar mit größerer Zähigkeit der alten Stammesart getreu, sind aber heute, viele Namen ebenfalls abgerechnet, vollständig Slovenen geworden. Trotzdem bezeichnen sie noch immer viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit deutschen Ausdrücken und ihre Aussprache des Slovenischen unterscheidet sie einigermaßen von den ursprünglichen Slovenen der Nachbarschaft, die sie selbst „pravi Slovenci“ — rechte Slovenen — nennen. Dessenungeachtet ist die Kenntniß der deutschen Sprache im Lande allgemein verbreitet. Am dichtesten gedrängt wohnen die Deutschen in der Landeshauptstadt Görz, in deren Straßen italienische, friaulische, deutsche und slavische Laute wirt durcheinanderklingen.



Die große Masse des Bürgerstandes, alles, was einer Stadt ihr nationales Gepräge aufzudrücken geeignet ist, muß in Görz entschieden italienisch genannt werden, wenn auch sehr viele der Bürger sich in den aufgezählten vier Sprachen verständlich zu machen wissen. Noch vor zwei Menschenaltern war der Gebrauch des Friaulischen gerade in den oberen



Caramelli- und Pettoraliverkäufer in den Straßen von Görz.

Schichten der städtischen Bevölkerung stark im Schwunge; heute wird es von denselben beinahe nur bei Scherzreden, zu denen es sich ganz vorzüglich eignet, im Munde geführt. Hauptsächlich am Rande des städtischen Weichbildes erhält sich unter den dortigen Bewohnern mit den ländlichen Beschäftigungen der Gebrauch der slovenischen Sprache, welche in neuerer Zeit nach größerer Geltung ringt. Der Fremde indeß, der zum ersten Male Görz betritt und das lebhafteste Treiben in den oft von dichtem Menschengedrange erfüllten Straßen, das rege Leben in den Kaffeehäusern, den Apotheken und den Barbierstuben oder die lärmende, doch keineswegs die Ordnung störende Menge beobachtet, wie sie an gewissen Festtagen enge geschart am Hauptplatze dem Tombolaspiel beivohnt, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß er sich in einer dem Wesen nach italienischen Stadt befindet, zumal wenn die Fischer von der Meeresküste, die Verkäufer von Caramelli (verzuckerten Früchten), Pettorali (gebratenen Äpfeln) und Marroni oder allerlei sonstige Kleinrämer ihre Waaren mit den verschiedenartigsten italienischen und friaulischen Rufen anpreisen und feilbieten.



So ungleich die Abstammung der Angehörigen unseres Ländchens ist, weisen ihre Charaktere dennoch zahlreiche gemeinsame Züge auf. Ein echter Sohn des sonnigen Südens besitzt der Görzer vor Allem jene Eigenschaften, welche sich unter Bewohnern ähnlicher Himmelsstriche auch anderswo mehr oder minder ausgeprägt entwickeln. Durch die klimatischen Verhältnisse schon vielfach verlockt, aus seinem Heim, das selbst in den wohlhabenden Schichten der Gesellschaft nicht immer behaglich eingerichtet ist, herauszutreten, und somit dahin geführt, sei es mit Nachbarn, sei es mit des Weges daherziehenden Fremden häufige Berührungen zu pflegen, ist er gesellig, mittheilsam und beinahe immer von Herzen gut, gerne bereit, fremdem Elend hilfreich beizuspringen. Die auffallend heftige Liebe der Eltern zu ihren Kindern, man kann sagen, aller Erwachsenen zu jugendlichen Geschöpfen überhaupt ist mit ein Ausfluß dieser herzlichen Gutmüthigkeit. Mit gesundem Menschenverstand ausgerüstet und selten ganz unbegabt, ist er für äußere Eindrücke sehr empfänglich; jeder Schwerefülligkeit fremd erfazt er Neues mit Lebhaftigkeit, dem er sich ohne Mühe anzubequemen versteht. In ernsten, das Gemüth erfüllenden Dingen legt er allerdings meist Zähigkeit und Festigkeit an den Tag. Er bleibt der Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Herrscher und sein großes österreichisches Vaterland, der guten Sitte und der Väter Sprache, sowie den ererbten religiösen Überzeugungen unerschütterlich getreu, allein er klammert sich nicht mit unvernünftigem Starrsinn lediglich um der Gewohnheit willen an das Althergebrachte, wenn ihm Besseres geboten wird.

Ungleich den Angehörigen vieler anderen Länder, denen es geradezu als entwürdigend und standeswidrig erscheint, nach einem Erwerbe zu langen, der nicht schon seit Geschlechtern im Hause der Voreltern heimisch war, wählt und wechselt er auch mit raschem Entschluß den eigenen Beruf, je nachdem er sich davon Vortheile verspricht. Stets geneigter, der Gegenwart zu leben, als mit klugem Vorbedacht die Zukunft zu erwägen, kostet es ihn nicht eben große Überwindung, nach dem Wanderstabe zu greifen, um in der weiten Welt einem besseren Unterhalt, als ihm die heimatische Scholle zu bieten vermag, nachzuziehen, obgleich er seine schwärmerische Liebe zu der Stätte, an der seine Wiege stand, niemals recht loswerden kann und immer wieder dahin zurückzukehren strebt.

Der jüngsten Zeit erst und der in ihrem Gefolge einerschreitenden drückenden wirthschaftlichen Lage, die sich vornehmlich in dem ebenen, einst blühenden Landestheile eingebürgert zu haben scheint, war es vorbehalten, den Trieb zur Auswanderung jenseits des Weltmeeres mächtig zu wecken. Von Jahr zu Jahr sehen wir nun in steigendem Maße Scharen friaulischer Landleute auf dem Zuge nach der neuen Welt begriffen, von der oft trügerischen Hoffnung beseelt, daß ihnen dort freundlichere Geschicke beschieden seien.

Eine zweite Auswanderung recht bedauerlicher Art findet, und zwar nicht blos seit jüngster Zeit, zum Glück jedoch nicht in gleich ausgedehntem Maße aus slovenischen



Ortschaften der Umgebung von Görz und des Bezirkes von Tolmein statt. Aus denselben begibt sich ein ansehnlicher Bruchtheil der weiblichen Bevölkerung sowohl ledigen als verheirateten Standes gewöhnlich nur auf eine Reihe von Jahren nach Egypten, so daß es keineswegs ungewöhnlich ist, dort Bäuerinnen zu begegnen, welche sich in italienischer, französischer, englischer und arabischer Sprache wenigstens nothdürftig auszudrücken vermögen. Diese Zugvögel scheinen in jenem Eldorado europäischer Ausbeutungssucht in allen erdenklichen Dienstleistungen lohnenden Erwerb zu finden, da es nicht selten vorkommt, daß sie für ihre Verhältnisse bedeutende Geldbeträge nach dem Hause der Eltern oder Gatten senden. Es soll nicht bestritten werden, daß so manche redlicher Arbeit nachgeht, ja man weiß von einzelnen Mädchen, daß sie im Wunderlande der Pyramiden wohlhabende Eingeborne fanden, mit welchen sie einen ehrbaren Hausstand gründeten. Allein abgesehen davon, daß dies nur vereinzelte Ausnahme bleibt, sind die geschilderten Verhältnisse darnach angethan, die Bande der Familien verderblich zu lockern.

Wenn vorhin von den Eigenschaften gesprochen wurde, welche allen Bewohnern des Landes gemeinsam sind, so ist es doch selbstverständlich, daß je nach ihrer Stammesangehörigkeit die Eigenthümlichkeiten hervortreten, welche denselben auch anderswo als unterscheidende Merkmale anhaften. Auch hier begeistert sich der Romane plötzlich mit Leidenschaft für ein Ziel, das seinem Geiste in bestechenden Farben vorgeführt wird. Leicht gibt seine glühende Phantasie sich ihm gefangen, mit heftigem Begehren strebt er es an, allerdings um früh darin zu erlahmen, dem Heißgewünschten selbst zu entsagen, sowie er es nicht im ersten Anlaufe erreicht. Auch hier weiß der Romane den Besitz materieller Güter hoch zu schätzen, er scheut nicht eine häufig weitgehende Sparsamkeit, wenn es sich darum handelt, ihn zu erhalten und zu vermehren, wenn auch durchschnittlich in geringerem Grade als der Italiener des benachbarten Königreichs. Auch hier ist der Slave nicht immer ein Hab und Gut mit fester Hand zusammenhaltender Hausvater, so sehr ihn seine Verhältnisse zu einer Genügsamkeit zwingen, die anderwärts zu den wenig gekauften Dingen zählt. Auch hier verzichtet der Slave nur schwer auf ein Vorhaben, für welches er sich einmal eingesetzt hat, und mag er noch so oft in seinem Beginnen fruchtlos gescheitert sein, es wird ihn nicht entmuthigen, nicht davon abhalten, mit unverdrossen zäher Ausdauer neuerdings ans Werk zu gehen. Immerhin muß hervorgehoben werden, daß die Blutmischung zwischen den Nationalitäten im Lande eine starke ist und demzufolge das Trennende öfter hinter dem Gemeinsamen zurücktritt.

Daß viele Namen mit der Nationalität ihrer Träger nicht im Einklang stehen oder daß Kinder unter dem Druck der sie umgebenden Verhältnisse sich zu einer anderen Nationalität bekennen lernen, als es bei ihren Eltern der Fall war, kommt in sprachlich gemischten Ländern genugsam vor; daß aber von unter ganz gleichen Lebensbedingungen



aufgewachsenen und erzogenen Brüdern beispielsweise der eine italienisch empfindet, der andere slavisch fühlt, dürfte schwerlich an anderen Orten angetroffen werden. Dieses sich gegenseitig Durchdringen der verschiedenen Volksstämme verräth sich nicht allein in den Äußerungen des Seelenlebens, es tritt ebenso in den physischen Eigenschaften der Landesbewohner hervor. Häufig begegnet man in rein slovenischen Gemeinden Individuen, deren dunkle Hautfarbe, schwarzes Haar und scharf geschnittenes Profil auf unverfälschte romanische Abstammung schließen ließe. Dann wieder leuchten einem Mann, den jeder Zweifel an seinem italienischen Volksthum empfindlich beleidigen würde, die deutschen Ahnen aus den hellblauen Augen, während bei anderen die Sprache in argem Widerstreit mit der Gesichtsbildung und Hautfarbe steht, welche sonst unverkennbare Wahrzeichen slavischer Herkunft sind. Deshalb kann es nicht wundernehmen, daß die Ausbeute nur eine geringe ist, unternimmt man, Sagen oder eigenthümliche Gebräuche und Sitten im Lande zu sammeln. Jene sind dem Gedächtniß des Volkes größtentheils entschwunden, diese mit den einstigen kleidsamen Trachten beinahe zur Gänze verloren gegangen. Dies Alles hat sich bis auf die Jetztzeit unversehrt nur in Gebieten erhalten, welche von stark benützten Verkehrswegen weitab liegen und von großen Umwälzungen unberührt geblieben sind.

Trohdem findet sich in unserem Lande noch Einiges, das der Erwähnung werth ist. In dessen nördlichem Theile, um den Gebirgsstock des Triglav herum, stoßen wir auf eine von dessen schönsten Sagen, die durch Rudolf Baumbachs Dichtung bereits Gemeingut geworden ist. Das ist die Sage von Zlatorog, dem schneeweißen Gemsbock mit goldenen Krickeln, nach dem das Herz eines jeden Jägers strebt. Wird er von einer Büchsenkugel getroffen, so sprießt plötzlich aus seinem Schweife, wo er zu Boden fällt, die wunderbar schöne, lieblich duftende Triglav-Rose, die das waidwunde Wild sofort gesunden macht, sobald sie ihm zur Nahrung gebietet hat. Dem glücklichen Jäger aber droht Verderben, denn Zlatorog steht unter dem Schutze rächender Gewalten. Diese Sage ist zwar auf beiden Abdachungen der julischen Alpenkette, der nordöstlichen krainerischen, wie der entgegengesetzten küstenländischen heimisch, allein ihr eigentlicher Schauplatz ist dort, wo die Soča (Sonzo) in einem engen Felsenbett sich schäumend den Weg nach Süden bahnt. Nicht weit vom Triglav, dem spitz aufragenden Kern zunächst birgt in demselben Gebirgszuge der Bogatin unermeßliche Schätze, die zu verladen siebenhundert Wagen nicht genügen würden. Doch ist seine und des hochgelegenen Sees an seinem Fuße Umgebung zu unwirthlich, als daß jemals ein Schatzgräber das Wagniß unternommen hätte, ihn heben zu wollen. Leicht würde dieses Unternehmen nur dem kühnen Jäger, der Zlatorog erlegt hätte. Bisher ist es keinem noch gelungen. Wohl traf Zlatorog ein glücklicher Schuß, von dem ihn die Triglav-Rose heilte. In seinem Zorn zerstampfte er den herrlichen Garten am Triglav, in dem er zu weiden gewohnt war, derart, daß an dieser Stelle eine Wüstennei



entstand. Die Rojenice, welche jenen Garten pfl egten, mieden ihn von der Stunde an. Nach siebenhundert Jahren wird indeß aus den Steinhalden des Triglav eine Lanne emporwachsen; sie wird gefällt werden, um aus ihrem Holze eine Wiege anzufertigen, und dem Kinde, das darin gelegen haben wird, soll dereinst der Schatz des Bogatin zufallen.

Verfolgt man den Lauf des Sponzo nach abwärts, so gelangt man nach Karfreit. In der Nähe dieses Marktes soll das letzte Heiligthum der heidnischen Bewohner des Landes, eine mächtige Eiche mit einem zwischen ihren knorrigen Wurzeln hervorsprudelnden Quell gestanden haben. Es wird behauptet, daß der noch in der christlichen Ära im weiten Umkreise große Verehrung genießende Baum erst im XIV. Jahrhundert unter den Arthieben glaubenseifriger Priester gefallen sei. Knapp bei Karfreit steht ein Kirchlein, von dem man erzählt, es habe sich noch in den Fluten eines Sees gespiegelt, der vor Zeiten das ganze, dort sich erweiternde Sponzo-Thal erfüllte.

Noch weiter thalab liegt Tolmein. Der Wanderer, der von diesem Orte aus das Ufer der Tominska, eines Zuflusses des Sponzo, entlang aufwärts schreitet, gelangt, nachdem er etwa eine Wegstunde zurückgelegt hat, an die Mündung der Čadra in die Tominska. Noch eine kurze Weile dem in Schlangenwindungen den Berghang steil hinanführenden Pfade folgend, sieht er sich dem schmalen Eingang in eine Höhle gegenüber, welche im Volksmund den Namen Dante-Grotte führt. Man will wissen, daß der umherirrende Dichter tagsüber sich darin verborgen gehalten habe, während er die Nächte im Schlosse Bockenstein ober Tolmein, das dem Patriarchen von Aquileja Pagano della Torre unterthan war, im Verkehr mit anmuthigen Frauen und edlen Rittern zubrachte. Auch will man wissen, daß die großartige Alpennatur, in der er nothgedrungen weilte, ihm bei manchem, in seiner göttlichen Comödie gebrauchten Bilde vorgeschwebt habe. Der Hirt, den sein Weg in später Tagesdämmerung oder zu nächtlicher Stunde an jenem schauerlich schönen Orte vorüberführt, hastet ängstlich seine Schritte und wendet schein den Blick zur Seite, denn er besorgt, der große Flüchtling könnte heute wieder im faltig wallenden Purpurgewande auf dem Felsblock vor seinem einstigen Versteck sinnend ruhen, wie es die Alten oft gesehen zu haben vorgaben. Abgesehen von der inneren Unwahrscheinlichkeit, die darin liegt, daß der gewaltige Ghibelline bei einem Kirchenfürsten von so ausgesprochen guelfischer Gesinnung, als es Pagano della Torre gewesen ist, Zuflucht gesucht und gefunden haben sollte, sprechen alle vorhandenen geschichtlichen Zeugnisse gegen die Annahme, daß Dante jemals den Boden dieses Landes, sei es in Tolmein, sei es, wie ebenfalls erzählt wird, als Gast des ihm vom Parteistandpunkt aus näher stehenden Grafen Hugo von Tybein (Duino) betreten habe. Es ist somit beinahe gewiß, daß hier nur die Sage sich einer der erhabensten Gestalten in der modernen Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes bemächtigt hat. Bemerkenswerth ist dabei, daß die slovenische Bevölkerung sich aus einem Nachbarlande anderer



Zunge nicht einen Kriegshelden, sondern einen Meister des Wortes und Gedankens herübergeholt hat, um an ihm ihre mythenbildende Kraft zu versuchen. Allerdings muß zu theilweiser Erklärung beigelegt werden, daß einstmals zwischen Tolmein und dem oberen Sjonzo-Thal überhaupt und dem italienischen Friaul recht lebhaft Wechselbeziehungen herrschten. Sie finden ebenfalls in einer anderen Erzählung Ausdruck, in welcher sich überdies unschwer Anklänge an die deutsche Faust-Sage erkennen lassen. Sie stammt aus Dreznica unter dem Kern.

Bauerleute aus Trenta, unweit der Quellen des Sjonzo, sandten ihren Sohn nach Udine, um Studien obzuliegen, und versahen ihn vom väterlichen Hause aus mit Lebensmitteln. Da fiel einmal im Gebirge so reichlich Schnee, daß alle Verbindung unterbrochen wurde. Nachdem der Student lange vergeblich auf die gewohnte Unterstützung gewartet hatte, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich dem Bösen verschrieb, der ihm Hilfe brachte. Das Verhältniß wurde ihm jedoch zur Last und um es zu lösen, wandte er sich um Rath an die heilige Sibylle. Diese gab ihm das Mittel an, sich der Herrschaft des Bösen zu entziehen, und verlieh ihm außerdem die Gabe der Weissagung; doch blieb es ihm untersagt, wie er gewünscht hatte, sich dem Priesterstand zu weihen. Unter anderem sagte der Student aus Trenta vorher, es würden einst von Westen zahllose Scharen von Feinden mit Bocksbärten über das Gebiet von Tolmein hereinbrechen, sie würden es von Grund aus verwüsten und alle Männer aus demselben mit sich führen, so daß die Zurückbleibenden leicht im Schatten eines einzigen Nußbaums Platz fänden. Die Weiber würden dann sich so heftig nach Männern sehnen, daß sie von Berg zu Berg eilen würden, weil sie irgendwo eines Mannes Kock auf dem Boden liegen zu sehen vermeinten. Erreichten sie aber die betreffende Stelle, so fänden sie nur einen modernden Klotz.

Aus Huda Juzna an der Bača im Tolmein'schen berichtet man folgende Erzählung: Ein Soldat mußte in den Krieg und ließ sein Liebchen mit dem Versprechen zurück wiederzukommen, falls sie ihm die Treue bewahre. Der Krieg war zu Ende, da klingelte es eines Nachts an des Liebchens Thür. Sie rafft sich vom Bett auf und stürzt hinaus, wo der Geliebte sie hinter sich aufs Pferd hebt und dann mit ihr in rasender Schnelle davonjagt. Dabei spricht er zu ihr: „Sieh nur mein Liebchen, wie hell der Mond scheint und wie schnell die Todten reiten.“ Endlich langt das Paar an einem Friedhof an. Er springt vom Pferde und stürzt in ein Grab, in welches er sein Liebchen hinunterzuziehen sich bemüht. Ihr gelingt es indeß, sich aus seinen Armen loszumachen, und sie flüchtet in die Todtenkammer, wo sie mit Hilfe eines anderen Todten, der darin aufgebahrt lag, sich schließlich ganz befreit. Sie macht sich auf den Rückweg nach ihrer Heimat und dort eingetroffen wird sie gewahr, daß sie eine lange, lange Zeit davon ferne geblieben ist, denn sie findet Niemand mehr, der sie erkennt oder den sie vor ihrer gewaltsamen Entführung gekannt hatte.



Wer fände nicht in der vorstehenden Erzählung denselben Stoff, der Bürger zum Vorwurf seiner Lenore gedient hat, und einen Beweis mehr dafür, daß allen Völkern arischen Ursprungs ein gemeinsamer Sagenkreis eigen ist?

Tolmein gegenüber am rechten Ufer des Isonzo steht inmitten der üppigen Fluren des Woltsehacher Feldes eine Kirche, die St. Daniel im Schwarzwald genannt wird. Der Name schon weist auf die Vorzeit hin, in der dichter Wald von den Bergen bis in die Thalsohle hinunterreichte. Von ihr sagt man in der That, daß sie das älteste christliche Gotteshaus der ganzen Gegend sei und daß, als jenseits der Berge in der anstoßenden krainerischen Wochein noch heidnischen Gottheiten geopfert wurde, die Leichen dort verstorbenen vereinzelter Gläubigen auf dem Rücken von Saumthieren über die unwegsamen Focher der Alpen hierher gebracht wurden, um in geweihter Erde bestattet werden zu können.

In dem Maße aber, als sich das Hochland gegen die Ebene absenkt, schwindet auch die Kraft des Volksgeistes, die alten Sagen festzuhalten. Hier und da taucht noch eine Erinnerung an die verwüstenden Einfälle der Türken auf, so beim Turški Križ in der Thalenge unterhalb Podjela, zwischen Woltsehach und Canale oder am Turški Klanec im Ternovaner Wald. An beiden Orten soll ihren wilden Horden ein Empfang bereitet worden sein, der ihnen die Lust zur Wiederkehr benommen hat. Am letzten Absturz des Gebirges endlich, am Südbahang des Čaven haftet die in von Südslaven bewohnten Ländern wiederholt auftretende Überlieferung, daß hoch über dem heutigen Meerespiegel in die Felsen gewaltige eiserne Ringe eingelassen seien, an welche Seefahrer vor unwordenklichen Zeiten ihre Schiffe befestigt haben sollen.

So weit übrigens Slovenen im Lande wohnen, vom Triglav bis wo der Karst mit steilem Uferrand zum Meere abstürzt, lebt noch eine dunkle Ahnung von dem Glauben ihrer Vorfahren an den Einfluß, den die Rojenice und die Bilen auf die Geschicke der Menschen zu nehmen vermögen. Nicht ohne Scheu wird der Rojenice, der Schicksalsgöttinnen der Slovenen, gedacht. Man stellt sich dieselben als drei schöne weißgekleidete Schwestern vor, welche bei der Geburt eines Kindes an dessen Wiege treten, um ihm seine künftigen Lose vorherzusagen. Die zwei, welche zuerst die Zukunft kunden, versprechen zumeist nur Gutes; entscheidend ist aber, was die dritte spricht, denn diese offenbart das Verhängniß, das sich erfüllt und nur zu oft Schlimmes enthält. Darin liegt ein Zug von Pessimismus, der in dem ganzen, schwermüthig angelegten Wesen des Südslaven an den Tag tritt. Die Bilen dagegen, welche auch in den Volksliedern der Kroaten und Serben gefeiert werden, breiten mit Vorliebe ihre schützende Hand über Sterbliche aus und sind daher selten gefürchtet. Aus Sonnenstrahlen entstanden und in allem Anfang Bewohnerinnen der Wolken, stiegen sie später im Dienst des Gottes des Lichtes zur Erde hernieder. Körperlos und in weiße dünne Gewänder gehüllt, zart von Gestalt, blassen Antlitzes mit



leuchtendem Auge und goldig wallendem Haare, in welchem ihre Stärke liegt, mit lieblich tönender Stimme und von unvergänglicher Jugend und Schönheit, — so erscheint die Vila der Einbildungskraft des Volkes. Der rauschende Quell, die waldige Bergkuppe, der schattige Hain, sie alle stehen unter dem Schutz besonderer, ihnen eigenthümlicher Vilen. Die Vilen lieben Spiel, Tanz und Musik und wer jemals ihrem Gesang gelauscht hat, findet an menschlicher Stimme niemals mehr Wohlgefallen. Sie heilen Krankheiten und können selbst Verstorbene zum Leben wieder erwecken. Dichtern und Helden sind sie namentlich freundlich zugethan. Letztere schützen sie im Kampfe wie die Walküren die deutschen Krieger. Wer sie beleidigt hat, auf den schleudern sie indeß die Geschosse ihrer selbst geschmiedeten glänzenden Waffen, nie ohne ihn zu Tode zu treffen. Glücklich aber ist zu preisen, wem sie ihre Gunst zugewendet haben.

Neben diesen Überbleibseln uralter Stammesüberlieferungen trifft man noch auf ganz vereinzelte Spuren eines Glaubens neueren Ursprungs, der vor etwa drei Jahrhunderten unter den Slovenen, die heute durchwegs eifrige Katholiken sind, zahlreiche Anhänger zählte. Hier und da soll in den Gehöften des Wippachthals ein Exemplar der Luther'schen Bibel, welche Primus Truber im Zeitalter der Reformation in das Slovenische übersetzt und in Tübingen hatte drucken lassen, als mit Ehrfurcht behüteter Schatz bis in die jüngste Zeit erhalten geblieben sein.

Es kann nicht wundernehmen, daß Aberglauben noch häufig unter dem Landvolke beider Nationalitäten angetroffen wird. Was anderswo als gute oder böse Vorbedeutung gilt, wird auch hier dafür angesehen, allein bemerkenswerth ist, daß man die gegenwärtigen Diener der Kirche dabei mit Kräften ausgestattet hat, die mit ihrem Verufe nichts gemein haben. So wird vielfach geglaubt, daß es die Priester in ihrer Gewalt haben, Wetterwolken nach ihrem Willen zu lenken, und daß einzelne unter ihnen davon Gebrauch machen, um Gemeinden mit vernichtenden Hagelschlägen heimzusuchen, in welchen Amtsbrüder, gegen welche sie feindselige Empfindungen hegen, als Seelsorger wirken. Dann gibt es wieder Priester, denen die Landleute deßhalb besonderes Vertrauen entgegenbringen, weil sie dafürhalten, daß jene im Besitze besonders kräftiger Gebetsprüche seien, welche jeden Schaden von den Ernten ihrer Schutzbefohlenen mit größerer Sicherheit fernzuhalten vermögen, als es das sonst übliche Wetterläuten und Verbrennen geweihter Äzweige bewirkt.

Allgemein verbreitet ist auch die Meinung, daß das Alpdrücken bei Schlafenden durch Menschen verursacht wird, welche in Folge eines angeborenen Triebes genöthigt sind, unbewußt nachts ruhelos umher zu irren und ihre Mitmenschen zu quälen. Ein solches Geschöpf heißt, je nachdem es ein Mann oder ein Weib ist, *Vijedomac* oder *Bošca* bei den Slovenen, *Chialchiut* oder *Mora* bei den Friaulern und es gibt ein untrügliches Zeichen, um bei der Geburt eines Kindes erkennen zu lassen, ob es dazu bestimmt ist. Um das Kind



von diesem Bann zu erlösen, muß es zum Fenster hinaus gereicht werden, wenn es zur Taufe getragen wird. Andere sagen, man müsse zu diesem Zweck am siebenten Tage nach der Geburt, nach vollendeter siebenter Woche und nach vollendetem siebenten Lebensjahr gewisse Gebete darüber sprechen. Im Tolmein'schen behauptet man, daß Bijedomaci und Bošče nachts auf Kreuzwegen zusammenkommen und sich gegenseitig mit brennenden Holzspänen derart schlagen, daß Hände, Füße, Ohren und andere Gliedmaßen zu Boden fallen. Vor Tagesanbruch wird alles wieder heil. Einstmalen wurden sie dabei von Jemand belauscht, dem es gelang, die abgeschlagene Hand eines Mädchens zu sich zu stecken. Als der Verlust bemerkt wurde, war rasch aus dem Holz eines Holunderbusches eine neue Hand geformt, welche das fehlende Glied vollständig ersetzte. Der Mora wird hochgradige Börsartigkeit zugeschrieben; sie saugt neugeborenen Kindern alle Säfte aus, bis sie sterben.

Da wir uns nun von den Slovenen auf eine Weile verabschieden, sei nur noch erwähnt, daß die Bewohner von Šebrelje im Idriathal als die Schildbürger unter den Görzer Slovenen gelten. Einmal wollten sie das Spiegelbild des Mondes, das sie für einen großen Laib Käse hielten, aus der Idria fischen. Ein andermal beriethen sie eben darüber, wie sie mit geringen Kosten ihre Kirche erweitern könnten. Da erschien ein Fremder unter ihnen und meinte, die Sache wäre sehr einfach; sie sollen nur ihre Röcke ablegen und dann in der Kirche sich mit den Schultern an die Mauer stemmen, bis er ihnen zuriefe, daß es genug sei. Der Rath gefiel und wurde alsbald ins Werk gesetzt. Sie warteten lange auf den verabredeten Ruf, und als sie die Ungeduld wieder aus der Kirche trieb, sahen sie sich vergeblich nach dem schlauen Baukünstler und ihren Röcken um. Diese und andere schurrige Geschichten werden ihnen in die Schuhe geschoben.

Städte, insonderheit moderne Städte, wie es Görz ist, sind kein geeigneter Schauplatz für Geisterpfuk und sagenhafte Kunde. Im mittelalterlichen Schlosse der Görzer Grafen, welches anstoßend an die ältesten Gebäude der Stadt dieselbe überragt, soll es aber noch von Zeit zu Zeit bedenklich rumoren. Dann erscheint den Wachen zu mitternächtlicher Stunde eine jugendliche, wunderschöne Frauengestalt mit einem mächtigen Schlüsselbund in den Händen in Begleitung eines Hündchens. Befragt, erklärt sie, daß sie nicht früher Ruhe finden könne, als bis aus einem im Schlosse gewachsenen Baume eine Wiege gezimmert worden sein wird. Der Volksmund nennt die Erscheinung Gräfin Stellina, über die indeß nur mehr die betagtesten Bewohner der oberen Altstadt Bescheid wissen.

Außerdem flüstern sie sich noch die folgende Schauernähr zu. Vor vielen, vielen Jahren gebot im Görzer Schlosse eine gar grausame und habgierige Gräfin Katharina, welche viele Knechte in ihrem Solbe hatte und sieben mächtige Doggen besaß, abgerichtet, auf einen Wink Jedermann zu zerfleischen. Da erschien einst in stürmischer Nacht am Thor ein Bote, der von Aquileja mit einem schweren Sack Goldes nach einem benachbarten



Schlosse gesandt war und des tobenden Unwetters wegen um Aufnahme bat. Die Gebieterin gewährte ihm die Bitte, aber, von dem vielen Golde gereizt, ließ sie, da er am kommenden Morgen weiter ziehen wollte, ihre Hunde durch einen ihrer Vertrauten auf ihn heßen. Rasch erlag er im ungleichen Kampfe und nun nahm die Gräfin der Leiche die kostbare Bürde ab, um sie eigenhändig zu ihren vielen, in unterirdischen Gemächern aufgehäuften Schätzen zu legen. Der Diener, nicht minder der Habgier zugänglich als seine Herrin, folgte ihr dahin nach und erschlug sie, da sie das Versteck wieder verlassen wollte. Doch auch die zweite Bluttthat war vergeblich unternommen worden. So emsig der ungetreue Knecht auch suchen mochte, es wollte ihm nicht gelingen, den Ort aufzufinden, wo die Schätze verborgen lagen. Seitdem erscheint in Zwischenräumen von sieben Jahren der Geist der Gräfin mit fliegenden Haaren, in weiße Laken gehüllt und umgeben von ihren Hunden, die ein entsetzliches Geheul anheben. Fände sich ein Unerforschener, der den Geist nach dem Aufbewahrungsort des Goldes früge, so fände er endlich Ruhe. Bis heute hat sich keiner noch gefunden; eine Wache aber, die einmal nach dem Gespenst schoß, fiel bewußtlos zu Boden und verschied im selben Augenblick.

Noch sei eines artigen Geschichtchens gedacht, das sich das Volk von Görz erzählt. Es ist dies „die wahre Geschichte von Tonetto Busetto“. Es war einmal ein Schuster, der schon lange Jahre mit seiner Ehehälfte im besten Einvernehmen lebte, obgleich ihr Bund des Kindersegens entbehrte. Einstmal wollten sie in den Wald, selbender Holz zu klauben, vorher aber stellten sie zum Feuer einen Topf mit Bohnen, die ihnen bei der Rückkehr als bescheidenes Mahl dienen sollten. Da sie heimkehrten, fanden sie, daß die Bohnen noch nicht gar waren; da gerieth der gestrenge Hausvater, der es nicht leiden mochte, daß nicht alles genau nach seinen Wünschen gehe, in heftigen Zorn und brach in die Worte aus: „Würden doch aus diesen Bohnen ebensoviele Kinder, die uns bei der Arbeit helfen könnten!“ Sieh' da — kaum waren diese unüberlegten Worte gesprochen, als die Bohnen sich in Kinder verwandelten, welche der Reihe nach über den Rand des Topfes auf den Herd hüpfen. Meister Knieriem und seine wackere Hälfte erschrafen nicht wenig über diesen ausgiebigen Segen, und da sie diesen Geschöpfen nicht recht väterliche und mütterliche Gefühle entgegenbringen konnten, wird man sie nicht so gar entmenscht finden, daß sie nach Stöcken langten und die ganze Brut, die sie doch nicht hätten nähren können, flugs erschlugen. Wie häufig rascher That, folgte ihr auch diesmal die Reue auf dem Fuße. Kaum war sie vollbracht, so seufzte das Paar im Verein: „Oh wäre uns wenigstens eines geblieben, es hätte unsern schönen Birnbaum bewachen können!“ „Da bin ich, Väterchen, da bin ich“, ließ sich da eine helle Kinderstimme vernehmen. Freudig angeregt machten sich die Eheleute an die Suche und fanden endlich den einzig Überlebenden in einem Stiefel versteckt. Schier hätten sie ihn mit ihren Umarmungen erdrückt, doch sie wußten sich zu



mäßigen, nannten ihn Tonetto Busetto und vertrauten ihm ohne Verzug die Bewachung ihres geliebten Birnbaums an.

Als er einst wieder in Ausübung seiner Pflicht hoch oben auf dem Baume hockte, näherte sich eine alte Hexe, indem sie ihm zurief:

„Tonetto Busetto  
Gettami un peretto  
Con la tua manina d'oro;  
Sii benedetto  
Mio bel tesoro.“

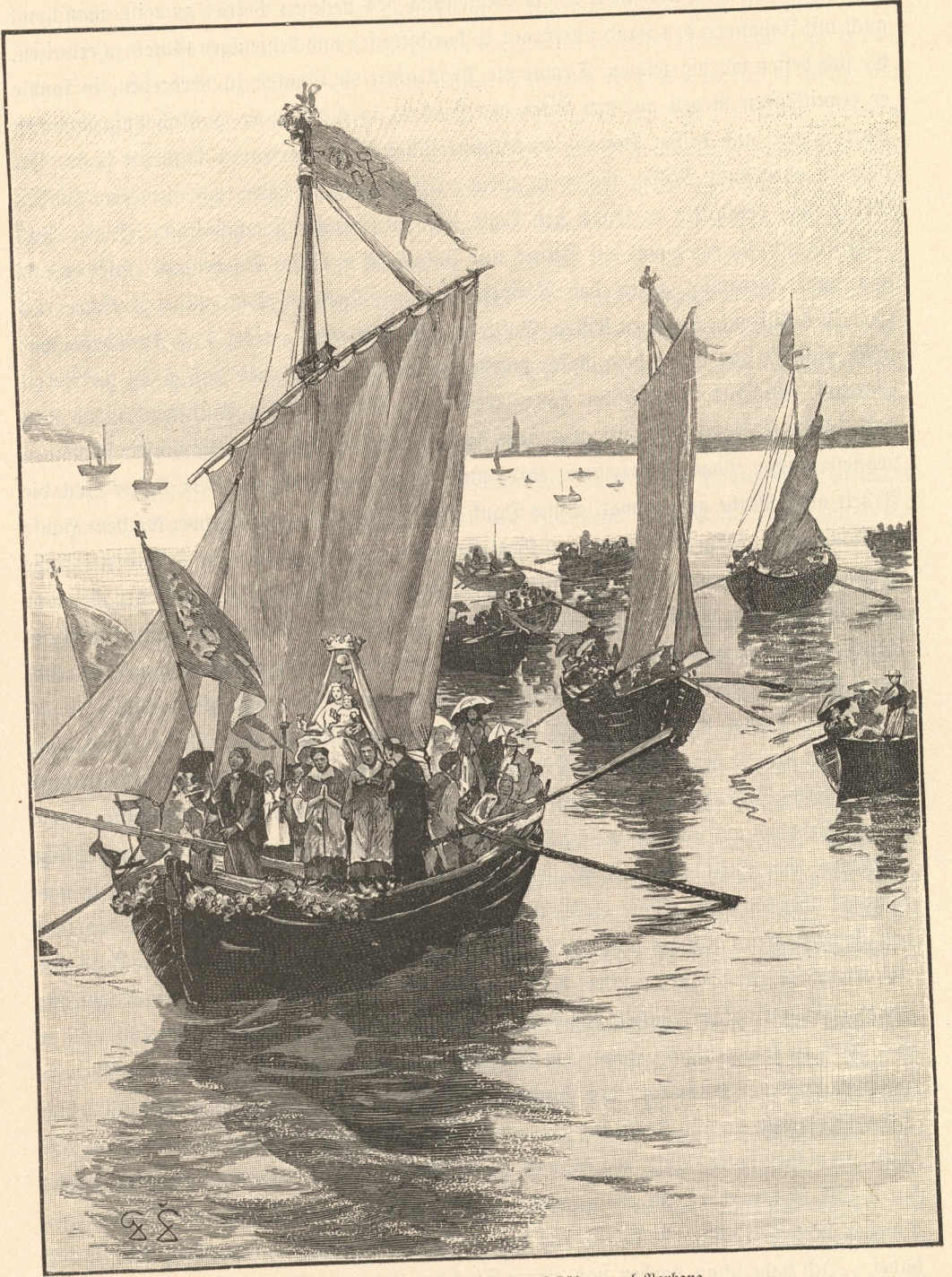
„Tonetto Busetto, wirf mir mit deinen Goldhändchen ein Birnlein herunter; sei gesegnet, mein schönes Schätzchen!“ Tonetto, der ein gutes Herz befaß, warf der Alten eine Birne zu und stieg endlich selbst vom Baum herab, da sie behauptete, die Frucht nicht auffinden zu können. Die Hexe aber ergriff den armen Kleinen, steckte ihn in einen Sack und trug ihn hinweg. Des Weges kam ihr das Verlangen, Holz zu sammeln, zu welchem Behufe sie den Sack an den Rand der Straße niederstellte. Tonetto, der kein Tölpel war, ergriff die günstige Gelegenheit, öffnete den Sack mit einem Messerchen, das er bei sich hatte, füllte den Sack mit Steinen an und begab sich wieder auf seinen Baum. Die Hexe wandte, nachdem sie den Tausch entdeckt hatte, ihre Schritte zurück, allein da Tonetto durch Erfahrung klug geworden war, blieben alle ihre Bemühungen, seiner nochmals habhaft zu werden, fruchtlos. Tonetto wurde indeß schließlich dieser unausgesetzten Verfolgung überdrüssig und beschloß mit Erlaubniß seiner Eltern in die weite Welt hinauszuziehen. Auf seiner Wanderschaft gelangte er in eine große Stadt, in welcher König Dominituse Hof hielt. Der König suchte eben einen Stallknecht. Tonetto, nicht faul, bewarb sich um die Stelle, die er erhielt und zu voller Zufriedenheit seines königlichen Gebieters ausfüllte. Eines Tages besuchte der König seinen Marstall, wo er Tonetto zu sprechen begehrte. Wer aber nicht da war, das war Tonetto. Man suchte ihn in allen Ecken, man frug, man rief nach ihm — alles vergeblich. Plötzlich ließ sich eine dumpfe Stimme, welche aus dem Leibe eines der Rosse zu kommen schien, mit den Worten hören: „Hier bin ich, Herr König!“ In der That war Tonetto mit dem Futter von einem Pferde verschluckt worden, welches die ungewohnte Nahrung bald wieder von sich gab. Dieses Abenteuer verleidete Tonetto Busetto begreiflicher Weise etwas den Stalldienst. Er beschloß, auf bessere Geschicke hoffend, abermals nach einem neuen Berufe zu greifen, verabschiedete sich vom König und schlug, seines Nährvaters eingedenk, eine Schusterwerkstätte auf. Als Schild malte er ein Feigenblatt, um das er die Worte schrieb: „Scarpe per le mosche e scarponi pei mosconi“ — „Leichte Schuhe für Fliegen, für Bremsen aber grobe Schuhe.“ Er schusterte, daß es eine helle Freude war, und lebte von da an glücklich und zufrieden.



Steigt man vollends zur friaulischen Ebene nieder, so betritt man einen Boden, dessen Cultur nach Jahrtausenden zählt und in den äußeren Erscheinungen seiner Bebauung schon die römischen Legionen bei ihrem ersten Auftreten in diesem Landstrich mit Stämmen erfüllte. Eine erklärliche Folge davon ist die geistige Nüchternheit, die scharfe Urtheilskraft der Bewohner. Reiche Erfahrungen haben sich in der Folge der Geschlechter angesammelt und sind in einer langen Reihe treffender, echte Lebensweisheit verrathender, oft auch launiger friaulischer Sprichwörter niedergelegt. Immerhin hört man auch heute noch in unserem Friaul, wenn die Landleute an den kalten Winterabenden beim Mangel einer warmen Stube sich in den Ställen versammeln, oder wenn die Frauen „alla fila“ gehen und um das Herdfeuer im Kreise spinnen, allerlei plaudern. Bald sprechen sie von Hexen, die ihren Kindern und Hausthieren Böses zugefügt haben, oder vom Mazzariul, einem in Roth gekleideten, freundlich gesinnten Gnomen, bald von Orgnon cloc, einer Gattung Eulenspiegel, der in seiner Einfalt erhaltene Aufträge buchstäblich ausführt und auf diese Weise lauter Verkehrtheiten ins Werk setzt, oder von Zuàn senze paure — Hans ohne Furcht, den Särge und Todtenschädel nicht in Schreck versetzen, bald wieder von Heiligenlegenden oder vom Teufel. Ihr Teufel zeigt germanische Züge, denn er ist nur zu Zeiten ein boshafter Schalk, der den harmlosen Menschenkindern mannigfachen Schabernack spielt, aber jedesmal den Kürzeren zieht, sowie er auf festen Glauben stößt und frommem Spruche begegnet. Wenn zur Winterszeit die Stürme aus Nord und Süd tobend wüthen, jagen die Leute, daß die Hexen von diesseits und jenseits der Alpen in den Wolken schwere Kämpfe um die Herrschaft führen; oft sieht man da aber auch nachts einen Streiter auf gespenstigem weißen Roß durch den Schotter des Sponzo-Betts jagen, daß die Funken sprühen, wenn Huf und Kiesel hart zusammentreffen.

Die Erzählungen von der heiligen Schrift entnommenen Persönlichkeiten bewegen sich fast immer um Dinge, welche die Interessen des Landmanns nahe berühren, um die Feldfrüchte, andere Erzeugnisse des landwirthschaftlichen Betriebes oder um den befruchtenden Regen, von dessen rechtzeitigem Eintritt in dem der sommerlichen Dürre unterworfenen Lande es alljährlich abhängt, ob die Erde reichen Erntesegen spendet. Dem göttlichen Erbarmen über Jobs Elend wird die Entstehung des Seidenwurms zugeschrieben. Als jener vielgeprüfte Mann von Würmern bedeckt dalag und seine Leiden auf das höchste gestiegen waren, erachtete der liebe Gott den Augenblick für gekommen, denselben endlich ein Ziel zu setzen. Er ließ zu Jobs Haupte einen Maulbeerbaum rasch emporenwachsen und die Würmer, denen die Nahrung von seinem Laube lecker erschien, krochen so rasch sie eben konnten auf den Baum und waren von der Stunde an Seidenwürmer, eine köstliche Gottesgabe, namentlich für den armen friaulischen Colono, dem sie im Frühjahr das erste Bargeld bringen, wenn sie nach Wunsch gedeihen.





Wallfahrt der Bewohner von Grado auf Rähnen nach Barbana.



Christus der Herr liebte es, in Begleitung des heiligen Petrus zumeist, manchmal auch mit Johannes das Land unerkannt zu durchstreifen und denjenigen Gutes zu erweisen, die sich dessen würdig zeigten. Drohte die Trockenheit die Saaten zu verderben, so sandte er erquickenden Regen auf den Acker des Hauses, in welchem er gastlich aufgenommen worden war und dessen Bäuerin unerschütterliches Gottesvertrauen bewiesen hatte. Oft übte er aber auch Milde, wo er zu zürnen Ursache gehabt hätte, und bei einer solchen Gelegenheit beschenkte er sogar das Land mit einer neuen Fruchtgattung. Dieser Fall ereignete sich, da er einmal mit Petrus und Johannes in einem Bauernhose einkehrte, wo ihm nur widerwillig gegen das Versprechen, am folgenden Tage beim Dreschen des Getreides hilfreiche Hand zu leisten, Gastfreundschaft gewährt wurde. Das Abendessen war nicht reichlich, das Lager hart, dafür wurde am Morgen nicht eben höflich an die Arbeit gemahnt. Christus erschien im Hofe, legte zum Schrecken der Umstehenden an das aufgehäuften Getreide Feuer an, aber siehe da, wie staunten alle, als, während die Flammen prasselten ohne etwas zu verzehren, Korn und Stroh sich schieden und in kurzer Zeit die Arbeit ohne Mühe gethan war. Ohne Dank ließ die Bäuerin, eine Witwe, die dem Hause vorstand, darauf Christus mit seinen Begleitern von dannen gehen. Sie meinte die Sache wiederholen zu können, allein jetzt brannte die Frucht im Ernste. Der Herr, der sie nicht allzu hart strafen wollte, fügte es, daß die verkohlten, zusammengeschrumpften Weizenkörner eßbar und keimfähig blieben, und seitdem wird im Lande Buchweizen gebaut, der, wenn das Getreide eingeheimst ist, eine zweite Ernte vom selben Acker ermöglicht.

Der Teufel trieb eine Weile sein Unwesen am Berge von Medea, der ganz vereinsamt unweit der Grenze des Königreichs Italien sich aus der gegen Westen endlos ausgebreiteten Ebene erhebt. Er neckte die dort beschäftigten Steinbrecher unablässig, indem er ihre Arbeiten auf alle erdenkliche Weise störte. Entweder fanden sie, wenn sie am Plage erschienen, den Steinbruch mit Wasser erfüllt oder den Zugang durch Steinblöcke verammelt oder die zurückgelassenen Werkzeuge über den ganzen Berg verstreut. Sie erriethen den Urheber dieses Unfugs und beschloffen, am Gipfel des Berges dem heiligen Antonius ein Kirchlein zu erbauen, unter dessen Schutz sie sich stellten. Den Teufel wurmte das ergriffene Auskunftsmittel, das seinen Zirkel wirksam stören würde, gewaltig und er that, was in seiner Macht stand, um die Ausführung zu hintertreiben. Was die Maurer tagsüber bauten, zerstörte er des Nachts; allein der heilige Antonius nahm sich seiner Schutzbefohlenen an und stellte bei grauem Morgen täglich wieder her, was der böse Geist vernichtet hatte. Was mit Gewalt nicht gelingen wollte, versuchte nun der Teufel durch List zu erreichen. In ein langes Gewand gehüllt, welches ihm ein ehrwürdiges Ansehen verleihen sollte, stellte er sich dem heiligen Antonius in den Weg und sprach dabei: „Ich habe schon vorher von einem Fleckchen Erde am Berge Besitz ergriffen und



jetzt kommt ihr und laßt euch darauf eine Kirche bauen. Ich schlage euch indeß vor, über die Sache nicht zu streiten, sondern den Zufall entscheiden zu lassen, wem von uns beiden das kleine Grundstück gehören soll.“ Der heilige Antonius that, als merkte er nicht, mit wem er zu thun habe, und gab sich zufrieden. Daraufhin meinte der Teufel, sie möchten beide auf das Dach der eben eingedeckten Kirche steigen und einen Sprung hinunter wagen. Wer damit weiter gelänge, sollte den Platz behaupten dürfen. Auch dies fand der Heilige genehm. Er that einen gewaltigen Sprung, der Teufel aber verwickelte sich in das ungewohnte lange Kleid und fiel jämmerlich zu Boden. Er schlich beschämt von dannen und ward dort nicht mehr gesehen. Das Kirchlein des heiligen Antonius blickt noch immer auf die Ebene munter hinab und alte Mütterchen wollen in dem festen Gestein darunter noch die Fußspuren vom Sprung des Heiligen und den Eindruck vom plumpen Fall des Teufels wahrnehmen.

An die größte geschichtliche Katastrophe, von der das Land heimgesucht worden ist, mahnt die Überlieferung vom Pozzo d'oro in Aquileja, einem tiefen Brunnen, in welchem die wohlhabenden Eingebornen jener Stadt am Vorabend ihrer Erstürmung durch die Hunnen Attilas unermessliche Schätze bargen, um sie in besseren Tagen, sobald die Flut der Eroberer vorübergegangen sein würde, wieder zu heben. Aquileja ist aus der Asche nicht mehr erstanden, seine Bürger fielen entweder unter den feindlichen Schwertern oder flüchteten, um nicht wiederzukehren, und der Pozzo d'oro ist noch immer nicht aufgefunden. Der Glaube an ihn ist indeß noch nicht erstorben und es ist noch nicht lange her, daß in allen Kaufverträgen über in oder um Aquileja gelegene Grundstücke der Pozzo d'oro für den Fall seiner Entdeckung vom Verkaufe ausdrücklich ausgeschlossen wurde.

Die Beste von Monfalcone, deren Erbauung dem Amaler Dietrich von Bern, dem großen König der Ostgothen, zugeschrieben wird, umrankt nicht märchenhafte Dichtung, welche auf dem öden Karstgestein der Umgebung so wenig gedeiht als jetzt üppiger Wald mit geheimnißvollem Rauschen der Wipfel, und auch das stolze Schloß Duino, das sich um einen hochragenden Römerthurm gelagert hat, entbehrt des einen wie des anderen Schmuckes.

An den Berg von Medea knüpfen sich wieder Erinnerungen an den Fall Aquilejas. Auf seiner Spitze hatte, so will man wissen, Attila seine Zelte aufgeschlagen und während die Flammen, welche in Aquileja unzählige Leben und herrliche Werke von Menschenhand verzehrten, den Nachthimmel weithin rötheten, soll er von wilden Gelagen mit seinen Genossen aufblickend sich an dem entsetzlichen Schauspiel geweidet haben. Jener Berg ruft uns noch frühere Zeiten ins Gedächtniß zurück. Mit ihm und mit dem räthselhaften Flusse Timavo, der mit mächtiger Strömung aus den Höhlen des Karstes hervorbricht, um nach kurzem Laufe seine Gewässer mit den Fluten der Adria zu vermengen, sind die



ältesten Mythen Europas überhaupt enge verwoben. Im Schooße des Berges haust ein gewaltiges Weib. Schon der Name der Ortschaft an seinem Fuße deutet auf die in allen Zauberkünsten wohlbewanderte Königstochter aus Kolchis hin, die dem Räuber ihres Herzens und des goldenen Bliesses aus ihres Vaters Reiche bis hieher folgte, und die rothe Erde, welche die Spalten des Gesteins erfüllt, soll ihre auffallende Farbe an dem Tage erhalten haben, an welchem sie das Blut der von Medea geschlachteten Kinder Jasons getrunken hat.

An den Ufern des Timavo aber ließen die von Jason geführten Argonauten ihre Schiffe wieder in die Wellen tauchen, nachdem sie sie von Amona zu Lande unter unsäglichen Mühen dahin gebracht hatten; an den Ufern des Timavo landete aus Ilion flüchtend Antenor mit einem Gefolge von Henertern und dann wieder eine Schar auf der Heimkehr vom trojanischen Kriege durch Wind und Wetter hierher verschlagener anatolischer Griechen, die an dieser Stelle ihrem auf der Irrfahrt verstorbenen Könige Diomed einen Tempel erbauten. Aus den Trümmern desselben soll die in der Geschichte oft erwähnte Kirche St. Giovanni di Tuba erbaut worden sein.

So begegnen wir denn auf engem Raume zusammengedrängt zugleich den ältesten Heldenjagen des ewig jungen Hellenenthums, den Spuren römischer Größe und unbestimmter Kunde von einzelnen Gestalten des deutschen Nibelungenliedes.

Lassen wir uns jetzt aus jener grauen Vorzeit zu unseren Tagen zurückgeleiten.

In der stillen Lagune zwischen Aquileja und Grado liegt ein kleines Eiland mit einem ehrwürdigen Gotteshause, Sta. Maria di Barbana. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ereignete es sich einst, daß bei einem verheerenden Hochwasser ein Marienbild herabgeschwommen kam, welches sich in den die Flut überragenden Zweigen eines Baumes verfang. Dieser Baum, mächtig herangewachsen, wurde noch heute Lebenden gezeigt und ist erst vor etwa vierzig Jahren durch einen ungewöhnlich heftigen Sturm niedergeworfen worden. Das Bildniß und die Kirche, die sich darüber wölbt, wurden bald Gegenstand frommer Verehrung und alljährlich belebt sich die Lagune an den Frauentagen durch die Zuzüge der Wallfahrer aus dem eigenen Lande und dem italienischen Nachbarreich, ja selbst aus entfernteren Gegenden Istriens, Kärntens und Krains.

Ein malerisch schönes, hant bewegtes Bild bietet sie insbesondere an jenem Festtage, an welchem die gläubige Gemeinde von Grado alter Übung getreu mit ihrem eigenen Gnadenbilde nach Barbana wallt. Zahllose Rähne, durch gleichmäßigen Ruder Schlag bewegt dahingleitend, bedecken die Lagune, voran die Priester in ihrem Ornat, mit wehenden Kirchenfahnen, während die einfachen Melodien eines volkstümlichen Kirchenliedes zum Himmel steigen. Wenn der Zug sich Barbana nähert, wird das dortige Frauenbild zur Begrüßung der Kommenden bis an das Gestade entgegengetragen, wobei





"Sagra", volkstümlicher ländlicher Tanz im Freien.



ungewöhnlich fromme Gemüther schon bemerkt haben wollen, daß es dem Schwesterbildniß in dem Augenblick zunickt, in dem es auf den Boden der Insel gelangt.

Die unter dem Landvolk verbreitete echt religiöse Gesinnung vermag es nicht zu hindern, daß die Festtage der Schutzheiligen und andere kirchliche Feiertage in Friaul, in der Gegend von Monfalcone und über Görz hinaus bis tief hinein in slovenisches Gebiet mit weltlichen Vergnügungen oft über Gebühr begangen werden. Mit wahrer Leidenschaft wird bei einer solchen „Sagra“, zu der von weit und breit viel Volk zusammenzufließen pflegt, dem Tanze gefröhnt. Auf freiem Platze, meist inmitten der Ortschaft, wird ein Bretterboden aufgeschlagen, und mögen auch die Strahlen der Julisonne heiße Schwüle verbreiten, vom Schlusse des nachmittägigen Gottesdienstes, manchmal auch von früherer Stunde an dreht sich da alles beinahe ohne Unterlaß in fröhlichem Reigen bei Gesang und Gejauchze, die allerdings in dem Maße heiserer und wilder werden, als sich die Mitternacht nähert. Einst eröffneten die Frauen und Töchter der Gutsherren den Tanz mit den Veranstaltern des Festes, ein Gebrauch, der bereits außer Übung gekommen ist. Doch verirrt sich noch zeitweise bei einbrechender Dunkelheit ein Städter auf den ländlichen Tanzboden, um Freuden nachzuholen, die ihm der Carneval zu spärlich zugemessen hat.

Der volkstümliche Tanz, ein Rundtanz, bei dem sich die Paare bald trennen, bald fassen, ist bei den Friaulern und Slovenen gleich und wird ebenso Furlana als Schiava genannt. Nur mehr ausnahmsweise getanzt, wird er von den modernen Tänzen nach und nach ganz verdrängt. Es ist wahrlich eine erfreuliche Wahrnehmung, daß das Volk bei Mühsal, Entbehrung und harter Arbeit, die das Geschick ihm auferlegen, die Neigung zu Lustbarkeiten und die Empfänglichkeit für ihre Freuden besitzt und bewahrt; doch muß man bedauern, daß an vielen Orten die Tanzunterhaltungen sich allzusehr häufen und eine Quelle sittlicher und wirthschaftlicher Übelstände werden. Die Vorbereitungen zum Tanz und seine Nachwehen rauben manchen Tag der Arbeit, welche die Jugend leicht entwöhnt, während das schwer erworbene Geld in wenigen Stunden vergeudet ist. Dabei werden geistige Getränke, bei der zunehmenden Theuerung des Weins, den bis vor einem Menschenalter die Rebe im Lande reichlich spendete, leider in stetig steigendem Maße gebrannte Wässer bis zum Übermaß genossen und damit zu oft blutig endendem Zank und Hader führende Stimmungen erzeugt.

Den Tänzen zunächst sei noch kurz der Spiele des Volkes gedacht. Im ganzen Lande ist das Boccepiel vor allen beliebt, ein der Herkunft nach italienisches Spiel, welches mit sieben Kugeln von zwei Parteien gespielt wird. Es genügt ein auch nur nothdürftig geebneter Platz von mäßiger Ausdehnung und was immer für einer Gestalt, so daß es keinerlei Vorbereitungen bedarf. Das Spiel selbst kann nie einförmig werden, da sich die verschiedenartigsten Combinationen ergeben, und bietet Gelegenheit, Geschicklichkeit und Kraft, dann



wieder Berechnung und richtiges Augenmaß an den Tag zu legen. Im nördlichen Theile des Landes ist das Kegelspiel ebenfalls einigermaßen heimisch. Italiener und Friauler vergnügen sich manchmal mit dem bekannten Morraspiel, welches schon die alten Römer trieben. Es ist im Grunde genommen ein Glückspiel, da es darauf ankommt, die Zahl der



Gebirgsbewohner mit Rückenkorb und Sack.

Finger zu errathen, welche von den beiden Spielenden in rascher Aufeinanderfolge von je einer Hand vorgestreckt werden. Eine besondere Anziehungskraft übt das Tombolaspiel aus, welches in den größeren italienischen Gemeinden einmal des Jahres zu Wohlthätigkeitszwecken öffentlich abgehalten wird.

Von alten Gebräuchen hat sich die Begehung des Julfestes, die Feier der sommerlichen Sonnenwende, welche Italiener wie Slovenen aus der arischen Urheimat mit



herübergenommen haben, ungeschwächt bis auf den heutigen Tag erhalten. Besteigt man am Vorabend des Johannistages eine Aussicht gewährende Stelle in der Nähe von Görz, so sieht man, sobald die Sonne im fernen Westen untergetaucht ist, auf allen Hügeln und Bergspitzen Feuer emporlodern. Selbst auf Kreuzwegen der Ebene und Ortsplätzen werden hohe Stöße Reisig aufgeschichtet, um in Brand gesteckt zu werden, und die unternehmenderen Bursche, deren Anblick die Herzen der Dorfschönen rascher schlagen macht, springen beherzt durch die flackernde Lohe. Dieses Schauspiel hat oft ein Vorspiel am vorhergehenden Abend und wiederholt sich meistens am Johannistag selbst und in abnehmendem Umfang an einigen folgenden Abenden.

Der Erwähnung werth sind allenfalls noch die Hochzeitsgebräuche. Am Tage vor der Vermählung wird die Ausstattung der Braut auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, der nicht ihren Eltern oder Geschwistern angehören darf, durch einen entfernteren Angehörigen nach dem Hause des Bräutigams geschafft, damit Alles zum Empfang der neuen Hausfrau vorbereitet werden kann. Je wohlhabender die Braut, desto höher thürmen sich auf dem Wagen Betten, Schränke und bunt bemalte oder sonst verzierte Truhen voll Wäsche, Kleider und allerlei Hausrath. Was aber nirgends fehlen darf, ist eine lebende Henne, welche an der Spitze der Deichsel befestigt wird und wohl als Sinnbild der erwarteten Fruchtbarkeit gedeutet werden kann. In den Fällen, in welchen eine Erbtöchter heimgeführt wird und der Gatte das Haus seiner Erwählten beziehen soll, nimmt ein Hahn die Stelle der Henne auf dem Wagen ein, der seine Einrichtungsstücke nach dem neuen Wohnsitz überführt. Am Tage der Hochzeit vereinigen sich bei der Braut einerseits und dem Bräutigam anderseits die Verwandten, Freunde und Gäste des Hauses und in jeder der beiden Versammlungen übernehmen je ein lediger Bursche und ein bereits verheirateter Mann — Brautführer und Brautvater — die Führung in dem nun folgenden üblichen Possenspiel. Unter Vorantritt von Spielteuten, fortwährendem Schießen und heiteren Gesängen ziehen die Genossen des Bräutigams, der sich ganz stille zu verhalten hat, vor das Haus der Braut. Als wenn man dort ganz unvorbereitet wäre und sich die Ursache des Aufzuges nicht zu erklären wüßte, empfängt man die Ankommenden mit der Frage, was der Lärm zu bedeuten habe. Die Antwort lautet dahin, daß man eine Taube suche, die beschrieben wird, indem man der Braut die größten Schmeicheleien sagt. Da werden nun aus dem Hause der Braut dem Gefolge des Bräutigams der Reihe nach die ältesten Frauen vorgeführt, welche jedoch mit nicht immer zarten Scherzreden zurückgewiesen werden. Im Verlaufe der Verhandlung wird ein Stück von dem Seidenzeug vorgewiesen, aus welchem der Anzug der Braut verfertigt ist und den man sich schon vorher zu verschaffen gewußt hat, und die Bemerkung daran geknüpft, daß die Flügel der gesuchten Taube die Farbe dieses Stoffes haben. Nachdem noch kleine Mädchen gezeigt



wurden, erscheint die Brautjungfer. Sie wird mit freudigen Rufen und der Erklärung begrüßt, daß die Taube, nach der das Verlangen geht, in ihrer nächsten Nähe zu finden sein müsse. Endlich tritt die Braut selbst über die Schwelle ihres Hauses. Da ertönt allgemeiner Jubel, unter welchem sie zur Kirche und nach vollzogener Trauung zu Tanz und endlosem Gelage geleitet wird. Folgt die Neuvermählte ihrem Manne in eine fremde Ortschaft, so stellen sich die Bursche ihres Heimatdorfes dem jungen Paar in den Weg,



Kleines Eselgespann aus dem Karstgebiet.

so wie es die Kirche verläßt, bieten ihm einen Trunk an, fordern aber gleichzeitig von dem Gatten ein Geldgeschenk, mit welchem er sein Weib gleichsam erst von ihnen loskaufen muß.

Ist einer der eheschließenden Theile verwitwet, so wird Alles so unauffällig abgemacht, daß wenn möglich der Tag der Trauung unbemerkt vorübergehe; sonst steht den Eheleuten an drei aufeinanderfolgenden Abenden eine sogenannte Katzenmusik bevor, von der nur eine Spende an Geld oder Wein befreit. Eltern halten sich von dem Hochzeitsfest ihrer Kinder vollständig ferne, gleichwie die sogar von den oberen Schichten der Gesellschaft



meist beobachtete Sitte vorschreibt, daß die allernächsten Angehörigen von Verstorbenen dem Begräbniß derselben nicht beiwohnen.

Die früheren mannigfaltigen und malerischen Trachten, deren Bestandtheile entweder auf den Bauernhöfen angefertigt wurden oder Erzeugnisse häuslicher Kleingewerbe waren, mußten den wohlfeilen Fabrikproducten der Neuzeit weichen. Ausnahmsweise nur sieht man noch an irgend einem unter der Last der Jahre gekrümmten Männlein oder Weiblein ein Kleidungsstück, das die Anhänglichkeit an altgewohntes Herkommen mit Sorgfalt zu erhalten wußte. In dem ganzen Auftreten und namentlich in den verschiedenen Gefährten, deren Bau eben durch örtliche Verhältnisse bedingt ist, verräth sich dennoch die Angehörigkeit zu dem einen oder anderen Landestheile, deren jeder sich auch von den übrigen in der Anlage der Wohnsitze wesentlich unterscheidet.

Die Niederlassungen der Italiener und Friauler haben mehr oder minder städtisches Ansehen. In jedem Dorfe gibt es Herrensitze, deren Bauart nicht anspruchlos erscheint. Außerhalb der geschlossenen Ortschaften trifft man beinahe nur in der sogenannten Bassa, dem Strich zunächst dem Meere, auch einzeln stehende Gebäude zu landwirthschaftlichen Zwecken, welche dann ziemlich weitläufig sind. Abgesehen von den ärmlichen Wohnungen der Tagelöhner und Gewerbetreibenden herrscht überall ein wohlthuender Aufwand an Raum.

Am Karst und in Ecken — Coglio, Verdo — dem mit Nebengeländen und Obsthäusern bedeckten Hüggelland im Westen von Görz zwischen Ssonzo und Judrio, stehen die wenig geräumigen Behausungen, um Kirchen oder Reste von Schlössern dicht gedrängt, gewöhnlich auf Bergkuppen, oft umringt von den Trümmern alter Umfassungsmauern. Diese Bauart wurde der Bevölkerung durch die in den verfloßenen Jahrhunderten erfolgten feindlichen Einfälle, zuletzt der Türken einerseits und der Venetianer andererseits aufgebrängt.

Um Görz herum und im Wippachthal beobachtet man in jeder Beziehung den allmäligen Übergang von friaulischer Art zu den Eigenthümlichkeiten des Karstes. Hier namentlich sind infolge geschעהer Vertheilung der meisten ehemaligen Gemeindegutweiden viele vereinzelt stehende Wohnhäuser entstanden, was den Neigungen der Slaven in hervorragender Weise zuzufagen scheint. Das Görzer Oberland trägt auch in dem eben besprochenen Verhältniß selbstverständlich den Charakter des Gebirgslandes und somit theilweise Züge, welche dem gesammten österreichischen Alpengebiet gemeinsam sind. Neben kleinen geschlossenen Ortschaften hat es dort seit jeher zahlreiche zerstreute Gehöfte gegeben, welche mit ihren bemoosten Strohdächern, die ein Rand von Steinplatten einzufassen pflegt, bis in beträchtliche Höhen hinaufreichen.

Auffallend ist der Mangel an alten Burgen, deren es das ganze Ssonzo-Thal entlang überhaupt nie mehr als zwei gegeben hat, das Schloß von Tolmein und die Thalsperre der Flitscher-Klaufe. Außer Duino und Monfalcone wäre hier nebst den Trümmern des



historisch denkwürdigen Schlosses von Cormons noch die wohlerhaltene mächtige Burg Reifenberg zu nennen, welche von steiler Höhe in das Brenizza-Thal herniedersehaut.

Das Saumthier, welches noch vor einem Menschenalter in den Thälern der Idria und der Bača und auf dem von diesen beiden eingefassten Hochlande den Verkehr ausschließlich vermittelte, ist nun infolge des Vordringens fahrbarer Straßen verschwunden. Schwere Frachtwagen durchziehen alle Thäler, die Erzeugnisse der Viehzucht



Zweirädriges Ochsengefährt aus „Efen.“

und des Obstbaues gegen Brotrucht und kaufmännische Waaren in der Landeshauptstadt einzutauschen. Gewohnt, zur Zeit des Heuwerbens große Lasten über steile, steinige Pfade zu Thale zu tragen, geht der Landmann wuchtigen Schrittes einher, den Bergstock in der Rechten, einen Rückenkorb über die Schultern geschwungen oder den eigenartigen, aus einem gegerbten ganzen Schaf- oder Hammelfell gefertigten Sack tragend. Doch versteht er es auch, mit den genagelten, aus Bastgeflecht und Holzsohle bestehenden Schuhen flink von Fels zu Fels zu springen, stellt er der flüchtigen Gemse oder dem scheuen Reh nach, wenn es nicht anders sein kann, selbst ohne Waffenpaß und auf fremdem Jagdrevier. — Auf den musterhaft gehaltenen Straßen der friaulischen Ebene jagen an den breit und



schwer beladenen Frucht- und Heuwagen, die von vier mächtigen Rindern gezogen sich schwankend fortbewegen, pfeilgeschwind leichte Einzelengespanne vorüber, deren Pferde das edle Blut der durch Schnelligkeit und Ausdauer ausgezeichneten Friauler Race aus den



Bäuerin aus der Umgebung von Görz.

klugen Augen hervorblickt. Ein Tuch malerisch um den Kopf geschlungen, das Tragholz mit zwei von den Enden herabhängenden Kupferkesseln über der Schulter, wandeln unter heiterem Wechselgespräch die Weiber daneben von dem Ziehbrunnen dem Hause zu. In aller Frühe sieht man sie dann statt der Wasserkessel kürbisförmige Körbe voll Geflügel tragend, theils flüchtigen Schritts in hellen Haufen, theils auf breite Wagen hingelagert nach dem oft entfernten Markt, selbst nach Triest ziehen. Am Karst dagegen ist der Esel als Zugthier stark im Gebrauch. Die dabei benützten Wägelchen sind ebenso nieder als kurz und schmal, so daß es einen drolligen Anblick gewährt, wenn man einen Mann von kräftigem Körperbau, manchmal auch ein Paar davon darauf ganz zusammengekauert von einem zu lustigem Trabe fortwährend angefeuerten Grauthier rasch weiterbefördert sieht.

In Ecken wieder, fährt der Weinbauer mit einem zweirädrigen Karren, dem zwei meist kümmerlich genährte Ochsen vorgespannt sind, seine Lasten mühsam die steilen Thallehnen auf schlechten Wegen hinan. In den beiden letztgenannten Landstrichen und der ganzen Umgebung von Görz trägt das Weib mit großer Gewandtheit auf dem Kopfe, und die häufig hoch und schlank gebauten Mädchen, welche strammen elastischen Schritts die auf dem Kopfe in breitem Korbe sicher ruhenden Erzeugnisse des Gartens und Hühnerhofes nach der Stadt bringen, bieten ein recht anmuthiges Bild.



Daß das Völkchen, das wir zu schildern versucht haben, liederfroh und sangeskundig ist, bedarf nicht erst besonderer Versicherung. Die Südslaven im Allgemeinen nennen viele Volkslieder voller Poesie mit reizenden Melodien ihr Eigen und die Slovenen insbesondere nehmen in dieser Beziehung unter ihnen nicht den letzten Platz ein. Seit dem Erstarken des nationalen Geistes werden die Weisen des Volkes und die dazugehörigen Worte emsig gesammelt. Zahlreiche Gesangsvereine und, wo diese fehlen, die Lesevereine schulen und pflegen den Gesang mit großem Eifer, so daß man, oft wenn man es am wenigsten erwartet, durch gut zusammengestimmte kräftige Männerchöre überrascht wird. Der Volksgesang hat vielleicht an Ursprünglichkeit verloren, dagegen aber unbestritten an künstlerischer Vollendung in der Ausführung gewonnen, seitdem Lied und Wort sich nicht mehr, von den Alten auf die Jungen übergehend, von Mund zu Mund fortpflanzen, sondern, durch geschriebene Zeichen festgehalten, mittelst Notenhfest und Textbuch übertragen werden. Daraus folgt jedoch zugleich, daß, soweit Slovenen wohnen, heute überall dieselben Lieder klingen. Trotzdem gibt es noch einzelne Volkslieder, welche noch nicht zu Papier gebracht worden sind. Eines davon, welches aus Ronzina — Ročinj — im mittleren Sponzothal stammt, möge hier Platz finden:

### Lahko noč.

Ljubica v zelenem vrtu sedi,  
 Fantič gre mimo, se veseli.  
 „Trgaj mi rožice,  
 Delaj mi pušelce,  
 Če sem še fantič kaj tvoj!“  
 „Rožice že vrgane imam,  
 Pušelca delat pa ne znam.  
 Žido kupila bom,  
 Pušelic povila bom,  
 Fantič, le pridi drev po-nj!“  
 Komaj sem čakal, da se stri mrak,  
 Šel sem tja pod oknice stat;  
 „Gor' ustan' ljubica,  
 Glej! sveti lunica  
 Lepše ko solnce čez dan.“  
 Ljubica ni hot'la gori ustat'  
 Jn mi ni hot'la pušelca dat'.  
 „Molči ti ljubica,  
 Še se boš jokala,  
 Jaz se bom fantič smejal.“

### Gute Nacht.

Liebchen sitzt im grünen Garten,  
 Bursche läßt nicht auf sich warten.  
 „Pflück Blumen mir,  
 Bind' ein Sträußchen hier,  
 Bin ich dir noch etwas werth!“  
 „Blumen hab' ich schon gefunden,  
 Sträußchen doch noch nie gebunden,  
 Kauf' ich erst ein Band,  
 Ist der Strauß zur Hand,  
 Bursche hol' ihn abends dir.“  
 Daß es dämmert, wart' ich bange,  
 Lauf' an ihrem Fenster lange.  
 „Heb' dich Liebchen mein,  
 Sieh den Mondenschein  
 Heller noch als Tageslicht.“  
 Liebchen ließ sich nicht erweichen,  
 Wollte nicht den Strauß mir reichen.  
 „Schweig' nur, wenn's dich freut,  
 Sollst noch weinen heut;  
 Lachen wird dein Bursch dazu.“



„Zdaj pa adijo ljubica,  
Bog ti daj eno lahko noč:  
Bog ti daj eno lahko noč,  
Meni pa do vinca ključ,  
Pil ga bodem celo noč.“

„Werde heintwärts nun mich wenden,  
Möge Gott dir Schlummer senden,  
Wünsch' dir gute Nacht;  
Hab' mir ausgedacht,  
Zu vertrinken diese Nacht.“

Friauler und Italiener fingen nicht weniger als Slovenen, das braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, ist doch die romanische Kehle ein bevorzugtes Organ des



Friaulerinnen am Ziehbrunnen.

Gefanges. Ihr Gesang ist noch ganz urwüchsig. Bald hört man von ihnen ein fein erdachtes und empfundenes Lied, dessen Heimat in Süddalien ist und dessen rasche Wanderung durch mündliche Fortpflanzung bis in unsere Gegend sich nachweisen läßt, bald hört man einen Gassenhauer, in welchem einer altbekannten Melodie ein neuerfundener Text angepaßt wird. Noch in jüngster Zeit entstehen deren entschieden patriotischen Inhalts, wie zum Beispiel jenes, welches in den fünf Jahren zwischen 1882 und 1887, während welcher das heimatliche Regiment Nr. 97 die Besatzung von Pola bildete, von Stellungspflichtigen oder in das Heer Eingereichten häufig gesungen wurde und den folgenden Rehrreim enthält:

Andiam tre anni a Pola  
Servir l'Imperator!

Wir geh'n dem Kaiser dienen  
Nach Pola auf drei Jahr!



Diese italienischen und friaulischen Gesänge dringen auch bis in die an der Sprachgrenze gelegenen slovenischen Dörfer vor. Der eigentliche friaulische Volksgesang zeigt besondere Eigenthümlichkeiten.

In den warmen Sommernächten versammeln sich die Mädchen bei den Brunnen oder an den Felldrainen, ihnen gegenüber die Bursche, um Wechselgesänge anzustimmen, deren Worte oft unter geschickter Benützung der obwaltenden Umstände und der gegenwärtigen Persönlichkeiten improvisirt werden. Der Inhalt dieser Stegreiflieder ist zumeist erotisch, untermischt mit mancher Stichelrede, der indeß die scharfe Antwort selten fehlt. Der Schmerz der Liebenden über die Trennung infolge Einberufung des Auserwählten zum Dienst im Heere ist dabei ein mit Vorliebe behandelter Vorwurf. Wir lassen hier das Beispiel eines solchen Wechselgesanges folgen, wie er dem friaulischen Landvolk abgelauscht wurde.

### Villotte furlane.

#### Lis fantatis.

Dugg mi dis, che soi allegre  
Ma'l mio cur nissun mel viod,  
La passion, che io hai tal stomi,  
Nissun mai no me la viod.

Ind'hai trattis tantis lagrimis,  
Che inviàvin un mulin,  
La me vite si consume  
Comme il ueli tal lumin.

Chel ninin color di rose,  
Ch'al sarà lontan di me,  
Che se lui al mi bandone,  
Oh, ce' mai sarà di me.

Se savessis, o chiars zovins,  
Ce che son sospirs d'amor:  
E si mur, si va sott tiare,  
E anchiamo si sint dolor.

#### I fantaz.

Dul di mé, dul dé mé vite,  
Dul di mé tant zovinin,  
Doi la muort a mé morose,  
Se'o tiri il numar prin!

Fuàrs domàn partis, voi vie,  
Puarin disfortunat:  
Il miò cur a ti tel doni,  
E tu tenlu conservat.

Fantazzinis fait crosettis,  
Che i fantaz s'in van soldaz  
Avvodaisi a zuez e gobbos,  
Chialzumiz e struppiaz.

Ce sospirs di lontananze:  
E l'amor ce mai sarà:  
Se da te sarà costanze,  
Ca di me non manchiará.

### Friaulischer Dorfgesang.<sup>1</sup>

#### Die Mädchen.

Alles sagt mir, ich sei heiter,  
Aber niemand sieht mein Herz;  
Meinen Kummer tief im Innern  
Niemand sieht ihn, diesen Schmerz.

#### Die Bursche.

Mitleid mir und meinem Leben,  
Mitleid, da so jung ich bin!  
Ziehe ich der Zahlen erste,  
Stirbt mein Liebchen, ach, dahin.

<sup>1</sup> Uebersetzung von Karl Graf Coronini.



All die Thränen, die ich weinte,  
 Trieben einer Mühle Rad.  
 Gleich dem Öle in der Lampe  
 Beht sich auf mein Lebenspfad.

Jener Junge, roth an Wangen,  
 Ferne wird er sein von mir!  
 Wenn auch er mich erst verlassen,  
 Was soll werden dann aus mir?

Wüßtet Ihr doch, theure Jungen,  
 Was der Liebe Seufzer spricht!  
 Ach, man stirbt und wird begraben,  
 Doch die Schmerzen sterben nicht!

Möglich, daß ich morgen scheide,  
 Ach, ich ärmstes Unglückskind,  
 Geb' mein Herz dir zum Pfande,  
 Treu bewahr's als Angebind.

Macht das Kreuz jetzt, junge Mädchen,  
 Denn der Bursche wird Soldat,  
 Freit nun Lahme, freit nun Krüppel,  
 Freit, wer einen Höcker hat.

Welche Seufzer aus der Ferne!  
 Was wird aus der Liebe dein?  
 Willst die Treue du mir halten,  
 Soll sie dir gehalten sein.

Die friaulischen Volkslieder haben, insoferne sie nicht religiösen Inhalts sind, meist einen derb realistischen Zug und enthalten häufig gewagte Scherze.

Eine unverstiegbare Quelle echter Volkspoesie bleibt immerdar die See, mag sie in majestätischer Ruhe daliegen, unabsehbar, bis wo sie am fernen Horizont dem Himmel sich vermählt, mag sie vom Sturm erregt den kühnen Segler mit Verderben bedrohend am felsigen Ufer, das die Natur ihr als Grenze gesteckt, oder am Steindamm, den des Menschen Hand zu eigenem Schutz aufgeführt hat, hochausschäumend branden. So möge denn den Abschluß dieser Schilderung ein Liedchen bilden, wie es der Fischer von Grado träumend zu singen liebt, wenn er nach vollbrachtem Tagwerk in heller Mondnacht dem Städtchen zurücker und der Geliebten denkt, die am Hafen seiner harret:

#### Canzone gradese.

Lisetta guarda, bella è la luna,  
 Argento piove sulla laguna;  
 Non è una nuvola, quieto è il mar.  
 Lisetta, in gondola ti voi menar?

La bavisella, che va soffiando,  
 Con quel bel viso, di quando in quando  
 I biondi boccoli te li fa far.  
 Lisetta, in gondola ti voi menar?

#### Volkslied aus Grado.

Lisette schau, der Mond gießt rein  
 Auf die Lagune Silberschein,  
 Es ruht die See, kein Wölkchen hier,  
 Fährst in der Gondel du mit mir?

Das Lüftchen, das im West ersteht,  
 Dein schönes Antlitz sanft umweht,  
 Und kost die blonden Locken dir.  
 Lisette, fährst du wohl mit mir?

### Volkscharakteristik in der Umgebung von Triest.

Die nächste Umgebung von Triest, sein Gebiet oder Territorium, wie man sie gewöhnlich heutzutage nennt, war im Mittelalter nur spärlich bewohnt. Ein großer Theil war mit ausgedehnten Eichenwäldern, welche in den ältesten Gemeindefstatuten unserer Stadt *farneta* genannt werden und dem Dorfe *Servola* (*Sylvula*, das Wäldchen) die